

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



47. Woche.

Verlag: Gustav Röhres Buchdruckerei «Verlag „Der Gesellige“» in Graudenz.

Jahrgang 1915.



Ein zerschossener Kirchhof bei Arras.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von E. Blümcke.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie mal, was wollte dieser unverschämte Mensch eigentlich hier?“ fragte Schimmelpfennig den Bankier nachher bei schieflicher Gelegenheit mit gedämpfter Stimme, während sein Freund Jrmgard lebhaft unterhielt.

„Er ließ sich mir durch meine Tochter vorstellen.“

„Na, hören Sie mal, da möchte ich Ihnen unter vier Augen doch mal aus alter Freundschaft einen Wink geben. Bitte, kommen Sie mal mit in das andere Zimmer.“ Dort eröffnete der schlaue Fuchs dem nicht wenig überraschten Papa denn so allerlei Wahrnehmungen und Vermutungen über sein Töchterchen, die diesen in hellen Zorn versetzten. Jrmgard sollte schon sehr häufig mit dem Grünthaler Besitzer spazieren gegangen sein? Hand in Hand hätten sie neulich eine volle Viertelstunde am Walde gestanden, und die Leute munkelten bereits allerlei. „Das darf ich Ihnen nicht verschweigen, lieber Freund!“ fuhr er in etwas lauterem Ton fort, „denn es ist eine Blamage für Sie, und erfährt es Kupenski, na, Sie können sich denken, daß seine Meinung von Ihrer Tochter sich dann leicht ein wenig ändern könnte. Er hat, mein Ehrenwort darauf, die ernstlichsten Absichten auf sie. Wenn das Mädels nur will, dann ist er sehr bald Ihr Schwiegerjohn. Aber nun regen Sie sich nicht zu sehr auf, Herr Rosengarten und fallen Sie mit der Tür nicht gleich ins Haus! Sagen Sie Ihrer Tochter kein Wort von meinen Mitteilungen. In Liebesachen soll man nichts mit Gewalt verhindern wollen, nur Klugheit nicht etwas. Lassen Sie das Fräulein nicht so allein spazieren gehen und deuten Sie ihr an, daß der Grünthaler Ihnen unsympathisch ist, daß Sie — na, Sie verstehen mich, lieber Freund.“

Jrmgard hatte ihren Stiefvater seit Jahren nicht in so übler Laune gesehen wie heute. Er sprach nicht viel, aber in jedem Blick, den er ihr zuwarf, lag so etwas Bitterböses, Verächtliches, Feindseliges. Er tyrannisierte sie nicht nur an diesem Nachmittag, sondern auch während der nächsten Tage in einer geradezu unmenschlichen Weise. Immer sollte sie bei ihm sitzen und ihm vorlesen, was er schon zehnmal gehört hatte. Dazwischen nörgelte und stöhnte und klagte er zum Gotterbarmen. Es schien fast, als schaffe ihm nichts anderes mehr Linderung, als wenn er auch Jrmgard quälen durste. Doch gegen Abend, als er sich wieder eine starke Morphiumeinspritzung gemacht, wurde er todmüde und versiel endlich einmal in einen so tiefen Schlaf, daß Jrmgard es wagen durfte, das Haus auf ein Weilschen zu verlassen.

O, wie sehnte sie sich nach frischer Luft! Trotz des rauhen Novembersturms eilte sie zum Stadttor hinaus, den gewohnten Weg einschlagend. — — —

Frieda Niemschneider wußte jetzt den Grund, weshalb Herr Reimann, in den sie sterblich verliebt war, trotz all ihrer Versuche, ihn aufzuheitern, immer noch so schwermütig umherlief.

Der gar zu redselige Kutscher, mit dem sie sich sehr angefreundet, hatte ihr unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitgeteilt, was bereits jedes Kind auf dem Gut wußte, daß der Herr häufiger mit einer bildschönen und feinstreichen jungen Dame spazieren gegangen wäre, die er gern heiraten wollte, aber doch wohl niemals kriegen würde, weil ihr Stiefvater schon einen ganz anderen Mann für sie ausgesucht. Darum wäre er so betrübt. Er wußte das ganz genau von seiner Schwester, die als Stubenmädchen auf Schloß Tannenhöb diente.

Ja, ja, die Leute wußten mehr als ihr Herr selber! Frieda aber hätte der anderen die Augen aus dem Kopfe fraßen mögen vor Eifersucht.

Sie beobachtete, seit sie dieses Geheimnis wußte, Bruno auf Schritt und Tritt, folgte ihm heimlich, bisweilen auch ganz öffentlich aufs Feld, heuschichte dann ein brennendes Interesse für die Außenwirtschaft und kümmerte sich rein gar nichts um das Gerede der Leute.

Bruno aber wurde sie durch ihr aufdringliches Wesen von Tag zu Tag mehr zuwider. Hätte er ihrer Großmutter nicht den Kummer ersparen wollen, so würde er ihr längst zu verstehen gegeben haben, daß sie in sein Haus nicht paßte und

daselbe bald wieder verlassen müßte. So aber schob er das immer noch auf und hoffte im stillen, das offenbar sehr verzogene Fräulein würde doch noch zur Vernunft kommen.

Auch heute war sie ihm gefolgt und schritt mit ausgelassenem Lachen neben ihm her, so recht wie ein alberner Backfisch. Da tauchte im Abendnebel plötzlich Jrmgards schlanke Gestalt vor ihnen auf, ganz überraschend. Wie hätte Bruno sie auch heute bei dem rauhen Herbstwetter und zu dieser Stunde noch erwarten können!

O, wie gerne wäre er ihr entgegengeeilt und hätte endlich das erlösende Wort aus ihrem Munde gehört! Daß sie doch noch einmal kam, trotzdem ihr Stiefvater ihn so schroff behandelt und so unhöflich abgefertigt, war ihm ja der beste Beweis dafür, daß er ihr nicht gleichgültig sein konnte.

Und nun geht diese freche Person an seiner Seite und tut so recht, als gehörte sie da hin. Ihr lautes Lachen muß Jrmgard ja hören. Was soll sie denken?

Das Blut schießt ihm siedend heiß ins Gesicht und er ballt die Fäuste, als wollte er seine Begleiterin damit niederschmettern.

„Was will denn das Stadtpflänzlein bei diesem Wetter hier draußen?“ fragt Frieda höhnisch. „Die fliegt ja fast davon. Hat sich wohl geirrt.“

Er jagt kein Wort, aber eine zornige Bemerkung schwebt ihm auf den Lippen, und nur mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie beherrscht er sich zum Schweigen.

Schon macht die Spaziergängerin, nachdem sie einen Augenblick stillgestanden, kehrt, sie will den beiden nicht begegnen; es durchrieselte sie bei ihrem Anblick eisigkalt.

„Wer ist dieses Weib denn nur?“ fragt sie sich, davonlaufend, als werde sie verfolgt. „Sie sah gestern so stolz auf dem Grünthaler Kutschwagen in ihrer auffälligen Tracht, daß sie jeder für die Gutsherrin halten mußte. Sollte es eine Verwandte von Bruno sein? Aber er sagte doch, er stünde ganz allein auf der Welt.“

Sehr gut befreundet müßte das Fräulein mit ihm sein, denn sonst hätte sie sich nicht so an seiner Seite benehmen dürfen. — Hui, wie das tobte! Bei solchem Wetter spazierte Bruno mit der Fremden über die Felder? — —

Wie Jrmgards Wangen glühen, wie das in ihren Augen brennt! Sie muß vor dem Stadttor halt machen, um erst Atem zu schöpfen und zur Besinnung zu kommen, denn das pocht und hämmert in ihren Schläfen und summt und schwirrt und brummt ihr im Kopfe, als wäre ein Bienenschwarm darin.

Der Vater schläft zum Glück noch ganz ruhig und niemanden im Hause ist ihr später Spaziergang weiter aufgefallen. Aber die Glut will nicht mehr aus ihren Wangen heraus, und das Summen im Kopfe läßt nicht nach. Sie muß sich schwer erkältet haben auf dieser Tour.

Die ganze Nacht lag Jrmgard im Fieber, und am nächsten Morgen vermochte sie nur mit größter Mühe aufzustehen, als der Vater in aller Frühe ungeduldig schellte.

Von neuem sollte die Qual beginnen. Nach dem Frühstück mußte sie in die nächste Papierhandlung gehen, um Briefbogen und sonst noch allerlei einzukaufen, denn heute sollten einmal wieder allerlei Geschäftsbriefe erledigt werden, die sie nach des Stiefvaters Diktat zu schreiben hatte. Eine Arbeit, die fast noch unangenehmer war, als das ewige Vorlesen von für sie gänzlich uninteressanten Dingen.

Als sie den Laden betrat, verließ denselben zu ihrer nicht geringen Ueberraschung gerade das Weib, das sie die ganze Nacht in ihren Fieberträumen geängstigt, das sie gestern abend an Brunos Seite gesehen.

Ein eisiger Blick trifft sie aus den Bergahmennichtaugen der gar zu stark nach Weilschen und Rosen duftenden jungen Dame. Aber dann wirft dieselbe den Kopf in den Nacken und trippelt davon.

Jrmgard hatte nichts von einer neugierigen, klatschüchtigen Kleinstädterin an sich, aber jetzt konnte sie doch nicht umhin, die ihr recht wohl bekannte, sehr redselige Verkäuferin nach dem Fräulein zu fragen, das soeben hinausgegangen.

„Ah, das ist die zukünftige Frau Gutsbesitzer Reimann auf Grünthal.“ antwortete die kleine Frau, auf deren Oberlippe ein dunkler Fleck glänzte und deren Augen unruhig in den tiefen Höhlen hin und her rollten, bald nach rechts, bald nach links, bald nach oben und bald nach unten gerichtet, wie wenn sie überall etwas zu suchen hätten.

„Das ist eine gar Stolz! Sie paßt ganz und gar nicht zu dem überstudierten Gelehrten, der sich zu der Rolle eines Landmanns hat bequemem müssen. Aber er soll sie ja schon als Kind geliebt haben. Sie soll mit der alten Mamsell verwandt sein und wohnt jetzt auf dem Gutshof. Die Leute finden das ja wohl etwas sonderbar, wo sie nicht beide verheiratet sind, aber der Bruno Reimann hat sich noch nie um die Meinung anderer gekümmert.“

„Irmgard erwidert etwas ganz Zusammenhangloses, „Aber Fräuleinchen, was ist Ihnen? Sie sehen so krank aus und reden so heiser?“

„O nichts, nur etwas Erkältung,“ antwortet Irmgard hastig, verlangt, was sie zu kaufen wünscht, bezahlt und entfernt sich hastig wieder. Es ist ihr, als wären die Schuhe an ihren Füßen Bleiklumpen, sie fühlt, daß sie ernstlich krank ist.

Dabei trifft sie Herrn Schimmelpfennig an, der nur einmal ins Haus gehen und sich nebst seinem Freunde v. Lupenski für den Nachmittag anmelden will.

Wie ein Ohrwurm kommt diese Karikatur von einem Manne Irmgard immer vor. Er widert sie an mit seinem kriecherischen, süßlichen Wesen, und sie kann es nicht begreifen, was Herr v. Lupenski an ihm findet, daß er ihn als ständigen Gast auf seinem Schlosse beherbergt. Wohl hat derselbe ihr schon einmal eine Erklärung dafür zu geben versucht, nämlich daß er aus Mitleid so handle, aber das glaubte sie ihm doch nicht so recht.

In diesem Augenblick ist Schimmelpfennig ihr doppelt zuwider. Sie kann sich nicht zu einer gesellschaftlichen Lüge zwingen, er muß es merken, daß sie ihn weit weg wünscht.

Und er merkt es auch, er läßt es sie sofort entgelten, indem er einen giftigen Pfeil auf ihr ohnehin schon todwundes Herz abschießt.

Nachdem er sie begrüßt, spricht er nämlich, wie um die eben unterbrochene Unterhaltung fortzusetzen: „Ja, und denken Sie nur, da nimmt dieser dreiste Herr Reimann nun seine Braut aller guten Sitte zum Hohn einfach in sein Haus und läßt sie da schalten und walten, als wäre sie schon die gnädige Frau. Er muß wahnsinnig in sie verliebt sein, denn sie wickelt ihn sich um den kleinen Finger.“

So unabsichtlich das auch klang, forderte es Irmgard doch zu einer erregten Entgegnung heraus.

Mit bebender Stimme rief sie aus: „Ist es denn schon gewiß, daß die Dame Herrn Reimanns Braut ist? Mich geht das ja nichts an, aber ich habe den Besitzer von Grünthal als einen hochachtbaren Mann, als einen Cavalier kennen gelernt, darum kann ich den Kleinstadtflatsch nicht so ohne weiteres glauben.“

„Ja, darum nicht? Ich glaube, der Grund liegt tiefer!“ brauste Rosengarten da mit unheimlicher Stimme auf, jegliche Selbstbeherrschung vergebend.

„Aber das sage ich Dir, ich dulde nicht, daß Du Dir von diesem Don Juan, der so süß zu lächeln versteht, noch einmal die Kur machen läßt! Ich bin in meinem Zorn unberechenbar, und wenn meine Tochter sich mir nicht fügt — dann —“

Da schnappte seine blecherne Stimme über und die Luft ging ihm aus.

Schimmelpfennig klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte in beruhigendem Ton: „Aber lieber Freund, nur keine Mißverständnisse! Ihr Fräulein kennt ja doch selber wie keine zweite Dame die Grenzen der Schicklichkeit und weiß, was sie ihrem Stande schuldig ist. Regen Sie sich doch nur nicht unnötig auf! Ruhe, Ruhe! Und sprechen wir nicht so laut, ich glaube, es ist jemand an der Thür.“

Auch Irmgard hatte gehört, daß angeklopft wurde, und erhob sich darum schnell, um zu öffnen.

Frau Klarinder, die Aufwartefrau, meldete Doktor Braun. Da nahm der erregte Bankier sich mit Gewalt zusammen, denn auf den Arzt hielt er große Stücke, weil derselbe sich vorzüglich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben verstand und ihn jederzeit großartig zu trösten wußte.

Doktor Braun war ein Zwerg von Gestalt, gegen ihn sah der verkrüppelte Rechtsanwalt sogar groß aus. Dennoch hielt er sich für einen großen Mann, und viele seiner Patienten teilten die hohe Meinung, die er von sich selber hatte.

Irmgard freilich hielt den Doktor für einen Scharlatan, für einen gewiegten Geschäftsmann, der namentlich aus ihres

Vaters Krankheit Kapital zu schlagen verstand. Der Berliner Hausarzt teilte seine Ansicht über den Patientin ganz und gar nicht, und zu dem hatte sie weit größeres Vertrauen, denn er galt mit Recht für eine Leuchte der Wissenschaft. Sie hielt ihn denn auch über das Befinden ihres Stiefvaters ständig auf dem Laufenden und ließ sich schriftlich Ratschläge und Verhaltensmaßregeln erteilen, von denen niemand etwas ahnte.

Mit vielen Komplimenten begrüßte also Doktor Braun jetzt die Herrschaften und fragte den Bankier dann in salbungsvollem Ton nach seinem Befinden.

„Immer daselbe Glend!“ antwortete der mißmutig, während der Doktor schon seinen Puls fühlte und dabei eine überaus weiße Miene aufsetzte.

Sein rotes Vollmondgesicht mit der kupferfarbenen Stumpfnase und den kleinen grauen, etwas schielenden Augen hätte vorzüglich für einen Komiker gepaßt; die gänzlich kahle, leuchtende Platte erhöhte den Eindruck des Lächerlichen, den das Gesicht auf jeden Unbefangenen machen mußte, noch wesentlich. Wie ein mächtiger Kürbis sah der unnatürlich große Kopf auf dem schwächtigen zwerghaften Körper.

„Hm, hm, in der Tat immer noch daselbe!“ sprach Dr. Braun jetzt, dabei Irmgard scharf von der Seite anschauend. „Und Sie, mein verehrtestes Fräulein, gefallen mir heute auch ganz und gar nicht,“ wandte er sich an sie. „Sie haben ja Fieberflecke auf den Wangen und atmen so schwer! Was ist das nur?“

Sie wollte, da sie ihre starke Erkältung immer noch nicht ernst nahm, von einer genaueren Untersuchung nichts wissen. Doch als ihr Stiefvater darauf bestand, folgte sie dem Arzt in sein Sprechzimmer.

„Um des Himmels willen,“ rief derselbe aus, nachdem er sein Hörrohr nur einen Augenblick benutzte, „mein liebes Kind, Sie müssen schleunigst zu Bett, eine schwere Lungenentzündung ist im Entstehen begriffen!“

Aber wie sollte das denn werden, sie, des kranken Vaters Pflegerin, selber krank und zu Bette liegen?

„Ich habe mehrere Zimmer frei, die im Sommer Kurgäste bewohnen sollten,“ sprach Dr. Braun nach einigem Ueberlegen, „ich glaube, es wäre das beste, wenn Sie in meinem Hause Quartier nähmen. Meine Töchter und meine Frau würden treulich für Sie sorgen.“

Nach einigem Hin und Her geschah es, wie der Arzt, der auch seinen Vorteil dabei im Auge hatte, es wünschte. Für den Bankier wurde eine Pflegerin besorgt, mit der er leidlich gut auskam, und Irmgard blieb im Doktorhause. — — —

Bruno hatte mit dem gar zu aufdringlichen Fräulein Niemschneider am gestrigen Abend noch eine sehr ernsthafte Unterredung gehabt. Ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, war er bis zum Hof neben ihr hergegangen. Als sie dann sehr laut in seine Arbeitsstube kam, um dort irgendetwas zu holen oder fortzuräumen, da jagte er: „Ich muß Sie dringend bitten, mein Fräulein, mich wenigstens den Leuten gegenüber ein klein wenig als Hausbern zu respektieren. Ihr ganzes Benehmen, das ich auf Unerfahrenheit zurückführen will, paßt nicht in unsre Verhältnisse und ganz und gar nicht in mein Haus. Ich will Ihnen gern hier Obdach gewähren, Ihrer Großmutter wegen, und ich verlange von Ihnen nicht den Gehorsam einer in meinem Dienst stehenden Person, aber um ein gelesenes, gesittetes Wesen muß ich bitten.“

Da stand Frieda, die sich wirklich schon ganz und gar als Herrin gefühlt und dem Gesinde gegenüber auch wohl schon Andeutungen hatte fallen lassen, daß sie es bald sein werde, wie aus den Wolken gefallen vor dem Manne, dessen Kinder-gemüt sie so leicht zu erobern gehofft.

Enttäuschung und Empörung malten sich auf ihrem Gesicht, sie rang nach Worten, vermochte aber nur hervorzustoßen: „So etwas hat mir noch niemand gesagt! Von Ihrer Gnade abhängig? — Niemals!“

In ruhiger Weise suchte er ihr auseinanderzusetzen, warum er eine Aenderung in ihrem Benehmen wünschte, aber sie kochte vor Wut und Eiferjucht und hätte es ihm am liebsten ins Gesicht gesagt: „Sie sind vernarrt in die reiche Bankiertochter und fürchten, die könnte es Ihnen verdenken, wenn eine andere einmal freundlich mit Ihnen tut!“

Doch sie würgte es hinunter, verließ das Zimmer, warf die Thür krachend ins Schloß und rannte in die Küche, wo die Großmutter mit der Zubereitung des Abendbrots beschäftigt war.

„Morgen früh dampfe ich wieder ab! Habe es satt hier auf diesem Bauernhof!“ sprudelte es über ihre Lippen. „Soll hier Anstand lernen, mutet mir der gnädige Herr zu. Ja, ich bin wohl eine arme Waise, aber ich besitze auch meinen Stolz. Habe

mehr in der Schule gelernt, als manche verzogene Millionärstochter! Herr Reimann hat mich schwer gekränkt. Pstui, wie habe ich mich in ihm getäuscht!"

Die arglose, alte Frau Richter ließ die Holzkelle in den Kessel fallen vor Schreck. Was konnte denn nur geschehen sein? Darüber mußte sie sich noch eine geraume Weile den Kopf zerbrechen, denn zu einer vernünftigen Erklärung war die Tiefgekränkte einweisen noch nicht fähig. Dem Wortschwall folgten Tränenströme, und erst als die Magd kam, nahm sie sich zusammen und erzählte der Großmutter in deren Stübchen den Grund ihres Kummers.

Die suchte sie mit vielen Worten zu beruhigen, sprach selber mit Bruno, sah dessen Benehmen vollständig ein und erreichte schließlich, daß Frieda ihren Reiseplan aufgab.

Nach dem Abendbrot und nach dem üblichen Plauderstündchen, an dem Frau Richter und Frieda heute nicht teilnahmen, setzte Bruno sich noch an seinen Schreibtisch, um einen gar bedeutsamen Brief zu schreiben. An Irmgard sollte derselbe gerichtet sein.

Was er ihr mündlich bisher nicht hatte aussprechen können, wollte er nun schriftlich sagen. Ohne Phrasen und hochklingende Beteuerungen gestand er ihr in schlichten, beinahe allzu profaischen Worten, seine große Liebe.

„Ich glaube in Ihren Augen etwas gelesen zu haben, das mich so kühn macht. Ich habe die frohe Zuversicht, daß Ihre Antwort, die ich in höchster Stannung erwarte, mich zum überglücklichsten Menschen machen wird,“ schrieb er zum Schluß. Auch dafür, daß sie ihn gestern abend in Begleitung eines jungen Mädchens gesehen, gab er ihr eine Erklärung in diesem langen Brief.

So, nun ist er fertig! Noch einmal liest er ihn durch, verschließt ihn sorgfältig und legt ihn in den Geldschrank, um ihn morgen früh selber in den Postkasten zu stecken.

* * *

Bisher hatte Irmgard gewöhnlich die Postfächer geholt. Heute aber, wo sie schwerkrank im Doktorhause lag, brachte der Briefträger einen ganzen Stoß Zeitungen und Briefschaften.

Unter diesen befand sich auch ein Brief, dessen Umschlag auf der Rückseite ein Monogramm mit den Buchstaben B. R. trug. Er war nur mit einer Fünfspennigmarke frankiert und in der Stadt abgestempelt worden.

Erst legte Rosengarten ihn achtlos beiseite, da er ja Irmgards Adresse trug. Aber als er alles andere durchgesehen und unbefriedigt von sich gestoßen, nahm er ihn doch wieder zur Hand und überlegte, von wem er sein könnte.

„B. R.? Etwa von Reimann? Das wollen wir gleich sehen! Ha, ich habe das Recht, auch einen Brief meiner Tochter zu öffnen!“

Mit wahrer Gier griff er zum silbernen Brieföffner und durchschnitt den Umschlag.

Da liest er die Liebeserklärung eines Mannes, der es wahr und ehrlich meint, dessen Liebe keine flüchtige Neigung, keine schüde Jagd nach dem Mammon ist. Da liest er auch, was Bruno über das Verhalten der Enkeltochter seiner alten Wirtin schreibt.

So überzeugend steht das alles da, daß auch der Bankier an die Wahrheit eines jeden Wortes glauben muß. Dennoch schleudert er in wildem Grimm den Brief von sich, nachdem seine Rechte ihn zerknittert hat, und tritt mit dem Fuß darauf.

„Ich werde Dir die Antwort geben! Ja, das gefällt Dir, Bäuerlein! Nein, für Dich habe ich mich denn doch nicht gemüht und geplagt mein Leben lang! Du sollst mit meinem sauer verdienten Geld nicht proken! Warte, ich werde Dir sofort Bescheid geben. Aber er soll Dich nicht zum überglücklichsten Menschen machen!“

So wettete der Bankier vor sich hin. Dann setzte er sich wirklich sogleich hin und schrieb folgende Antwort an Bruno:

„Ein Zufall oder eine Fügung des Himmels spielte mir Ihren Brief an meine Tochter in die Hände. In Ihrer Liebeserklärung erblicke ich eine Annäherung, die mich in Erstaunen setzt. Wer sind Sie eigentlich, daß Sie es wagen dürfen, so an meine Tochter zu schreiben? Noch habe ich in so wichtigen Dingen ein Wort mitzureden! Das merken Sie sich! Schlagen Sie sich also den törichten Gedanken aus dem Kopf und zwingen Sie mich nicht, zu anderen Maßregeln greifen zu müssen.“

Johannes Rosengarten.“

„So, das wird ein kleiner Dämpfer sein!“ murmelte er dann vor sich hin und ließ den Brief sogleich zur Post tragen.

Als dann, wie gewöhnlich, gegen Mittag Schimmelpfennig kam, da erzählte er diejem natürlich haarklein, was Reimann

geschrieben, was er geantwortet und wie ihn der Brief dieses simplen Menschen empörte. Erst in zweiter Linie kam Irmgards Befinden, das zu ernstlicher Besorgnis Anlaß gab, an die Reihe.

v. Lupenski hatte sich inzwischen bereits zu Dr. Braun begeben, um sich bei dem nach der Patientin zu erkundigen und um diese durch einen herrlichen Blumenstrauß zu erfreuen. Dann aber eilte er ebenfalls zu Rosengarten, tat sehr besorgt, und beschwor ihn, doch jetzt im Schloß Wohnung zu nehmen, wo er so allein dastände und sorgfältiger Pflege bedürfe.

Nach langem Zureden willigte der auch ein und siedelte noch am selben Tage nach Tannenhöf über, wo ein besonderer Diener außer der Pflegerin zu seiner Verfügung stand und ihn alles behandelte, als wäre er Majestät selber.

Für Irmgard, die fast Tag und Nacht im Fieber lag und nun selbst einsah, wie schlecht es um sie stand, hatte der Gedanke, daß ihr Stiefvater wenigstens gut aufgehoben war, etwas ungemein Beruhigendes.

Lupenskis Teilnahme und seine zarten Aufmerksamkeiten taten ihr wohl und nahmen ihr Herz mehr und mehr für diesen klugen Spekulanten ein.

Von Brunos Brief erfuhr sie natürlich nichts.

Wie hätte es den hochmütigen Bankier wohl zu einer anderen Zeit mit freudiger Genugtuung erfüllt, sich so verherrlicht und umschmeichelt zu sehen! Aber jetzt, wo sein Leiden sich täglich verschlimmerte und ihn häufig die furchtbarsten Schmerzen plagten, da gab es nichts mehr auf Erden, das ihn erfreuen konnte. Er war ein armer Mann, mit dem selbst ein Bettler nicht getauscht hätte.

Doktor Brauns Versicherungen, daß bis zum Frühjahr alles mit ihm wieder in der Ordnung sein würde, erkannte er mehr und mehr als leeres Geschwätz. Der Mann behandelte ihn überhaupt wie ein kleines Kind, das man durch schöne Versprechungen über einen Schmerz hinwegtäuscht.

Drei Tage wohnte Rosengarten nun im Schloß. Heute befand sich unter den Postfächern wieder ein Brief, der Irmgards Adresse trug, ebenfalls in kräftiger, männlicher Handschrift.

„Ha, da wagt der Kerl doch noch einmal zu schreiben?! — Was will er denn noch?“ fragt der unangenehm überraschte Bankier sich, den Umschlag sofort zerreißend, ohne ihn genauer zu betrachten.

Erst jetzt, wo er den Brief entfaltet, erkennt er, daß Bruno Reimann ihn nicht geschrieben hat, sondern — Sanitätsrat Mühlenbach aus Berlin, sein Hausarzt.

Achsfahl wird sein Antlitz und um die Augen und den Mund geht ein nervöses Zucken, während er liest.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen steht da:

„Sie verlangen die reine, nackte Wahrheit betreffs der Krankheit Ihres Herrn Vaters von mir, mein gnädiges Fräulein. Da Sie dieselbe bereits so ziemlich erraten haben, trotz der Vorspiegelungen und Bertröstungen meines dortigen Kollegen, so will ich Ihrem Wunsch entsprechen.“

Es handelt sich also um ein Krebsleiden, das bei seiner jetzigen Ausdehnung unheilbar ist. Bei der zähen Natur des Patienten ist es nicht ausgeschlossen, daß derselbe sich noch monatelang, vielleicht auch ein ganzes Jahr hinauqält, länger aber auf keinen Fall.“

Mit einem unnatürlichen Ausschrei, dem Ton der Verzweiflung, läßt Rosengarten, nachdem er diese wenigen Zeilen mit seinen Blicken überflogen, den Brief aus den zitternden Händen fallen, bedeckt sein Gesicht mit den Skelettfingern und stöhnt: „Mein Todesurteil habe ich gelesen! Jetzt weiß ich es ganz genau. Höchstens ein Jahr noch! Also nichts auf der Welt kann mich retten! Ach, ich habe das ja lange gedacht!“

Und der letzte Hoffnungspunkt ist jetzt in seiner Seele erloschen. Dunkle Nacht erfüllt sein Inneres, des Todes Schauer durchrieseln ihn. Wie ein Mörder kommt er sich vor, dessen Todesurteil gefällt ist.

Und da schreit es ihm auf einmal von einer Stimme, die längst verstummt ist, in die Ohren: „Es gibt einen Richter, der weiser ist als die, welche Dich freigesprochen haben! Der wird einmal Rechenschaft von Dir fordern. Dann denke an mich!“

Diese prophetischen Worte hatte sein Weib, Irmgards Mutter, auf ihrem Sterbebette gesprochen. Daß sie ihm auch gerade jetzt einfallen müssen! Ach, wie oft hatte ihm schon ein Menschenwurm, den er zertreten, sterbend zugerufen: „Es gibt noch einen Stärkeren, der auch Dich einmal zertreten wird!“

Da saß die Witwe Münchow mit ihren sieben Kindern. Deren Gatten, einen fleißigen Landwirt, hatte er in seine Schlingen zu locken verstanden und ihn ausgefaugt wie ein



Rest ehemaliger Pracht: Ruinen eines zerstörten russischen Palastes.

Vampyr. Ein gutes Geschäft war das gewesen, und kein Richter konnte ihm darum etwas anhaben. Aber die Witwe und die Kinder verfluchten ihn als einen herzlosen Wucherer, der ihren Ernährer getötet und sie ins Elend gestoßen.

Ach, das war nicht die einzige Familie, deren Fluch auf ihm lastete! Wie viel Elend hatte er in seiner herzlosen Gewinnsucht gestiftet! Blut klebte an seinem Gelde, fast an allem, was er besaß. Der zehnte Teil mochte ehrlich verdient sein, alles andere hatten unlautere, schmutzige Geschäfte ihm eingebracht. Und auf dieselben war er stolz gewesen, denn sie verrieten ja alle einen seltenen Scharfsinn, ein Geschäftsgenie.

In dieser Stunde sah er seine Vergangenheit auf einmal in ganz anderem Licht. Der Brief des Sanitätsrats bewirkte das. Anwandlungen von Reue überfamen ihn, Furcht vor dem Tode und ein Ahnen, daß der Glaube, auf den er sich bisher so viel eingebildet, der Glaube an nichts Höheres und Heiliges, nur an die eigene Kraft, doch nur ein arger Betrug sei. Es wurde ihm zu eng in dem weiten, lichten Gemach, das er bewohnte, er raffte sich auf und machte, sich langsam an seinem Stabe fortschleppend, einen Spaziergang in das graue Novemberwetter. Aber Zerstreuung fand er nicht. Auch v. Lupenski mit all seiner Liebenswürdigkeit und der geschwätzig Schimmelpfennig vermochten heute seine schwermütigen Gedanken nicht zu verscheuchen.

Er verriet ihnen nicht, daß er sein Todesurteil gelesen und was in seiner Seele vor sich ging, sprach überhaupt fast kein Wort, sondern war, während sie redeten, mit seinen Gedanken weit fort.

Am nächsten Nachmittag stellten die Schmerzen sich mit einer Heftigkeit wie nie zuvor ein, so daß Rosengarten wie ein Kind wimmerte und ernstlich an Selbstmord dachte.

Zu der körperlichen Pein und seiner Seelenangst sollte nun gerade in diesen Tagen noch etwas hinzukommen, das ihn in ganz besondere Aufregung versetzte.

Jene Witwe Münchow ließ ihm nämlich durch ihren Rechtsanwältin mitteilen, daß sie den vor Jahresfrist verlorenen Prozeß von neuem aufnehmen wollte. Er hatte damals den Sieg nur mit genauer Not errungen, weil der Anwalt der Frau Münchow ihm lange nicht gewachsen war. Jetzt aber hatte die Sache einer der tüchtigsten Advokaten Berlins in die Hand genommen, da konnte der Prozeß einen ganz anderen Verlauf nehmen.

Mehrere Stunden hatte Rosengarten in dumpfem Grübeln bei verschlossenen Türen in seinem Zimmer gesessen. Jetzt ist er zu einem Entschluß gekommen. Er will all seinen Dualen ein jähes Ende bereiten.

Aber zuvor schreibt er noch einen langen Brief an seine Stieftochter, der manches Geständnis einer ungeführten Schuld enthält. Ganz offen bekennt er, daß nur der zehnte Teil seines Vermögens ehrlich verdientes Geld ist. Er nennt auch die Leute, die er geschädigt, in erster Linie Jrmgard's Eltern und die Familie Münchow. Und dann schreibt er: „Ich weiß, Du magst kein unrechtes Gut besitzen, mein Kind. Darum will ich Dir die Möglichkeit geben, zu sühnen, was Dein Stiefvater verbrochen, und wenigstens meinen noch lebenden Opfern das Ihrige zurückgeben. Ich bitte Dich darum, Du wirst mir die Bitte erfüllen, denn Dein Herz ist ja edel und klebt nicht am Mammon.“

Es folgt dann eine ausführliche Aufzeichnung von Namen nebst kurzer Erklärung. Endlich, endlich ist der umfangreiche Brief fertig. Die rasenden Schmerzen machten Rosengarten das Schreiben des Schlusses fast unmöglich. „An mein Kind Jrmgard!“ schreibt er in kriegerischer Schrift auf den Umschlag.

Dann holt er das Fläschchen mit Morphinlösung, die er sich einzuspritzen pflegte, aus dem Schrank, um es mit einem Zuge zu leeren. Doch in seiner Aufregung reißt die zitternde Hand das Glas um, daß der Inhalt auf den Teppich fließt. Einen Augenblick steht er völlig unschlüssig da. Aber dann reißt er den scharfgeladenen Revolver, der in seinem Schlafzimmer über dem Bett hängt, von der Wand, untersucht ihn und spricht vor sich hin: „So ist es vielleicht am sichersten. Eine Kugel in die Schläfe tötet auf der Stelle. Aber nicht hier, draußen soll es sein!“

Er steckt den Brief in seine Brusttasche, untersucht den Revolver noch einmal und verläßt darauf das Zimmer.

Es ist wieder so ein rechter grauer, nebeliger, nässkalter Novembertag. Hier und da fällt noch ein Blatt von den Bäumen, weß und müde, hier und da blüht noch ein Blümlein am Wege und sehnt sich nach Ruhe. Des Todes Hauch weht über die öde Erde. Alles Leben scheint erstorben.

Am Fuße des Schloßbergs macht Rosengarten halt, schaut empor zu den Zimmern des stolzen Baus, schaut um sich nach

allen Seiten und seufzt dann schwer: „So mußt du enden! Das Gaukelspiel ist aus.“

Den ersten besten Feldweg schlägt er jetzt ein, und bald befindet er sich an der Grenze von Tannenhöb. Noch immer hat er nicht den richtigen Platz gefunden für seine Tat. Aber hier in dem dichten Gehölz, da wird ihn niemand beobachten. Hier bleibt er stehen.

Doch da hört er Schritte. Ein Mensch kommt ihm entgegen. Es ist Bruno Reimann.

Groß schaut der ihn an mit seinen blauen Augen, grüßt dann kühl und wendet sich verlegen von ihm ab, mit hastigen Schritten über das Pflugland zur Linke eilend. Rosengarten schaut ihm nach, bis er in der Tannenschonung verschwunden ist. Dann noch ein Seufzer, ein kurzes Ringen mit sich selbst — und es ist geschehen.

„Gorch! Ziel da nicht ein Schuß?“ sprach v. Lupenski, der mit der Flinte auf dem Arm über den Acker schritt, um einen Hasen zu erlegen, zu dem ihm begegnenden Oberinspektor.

„War drüben auf dem Grünthalschen,“ antwortete dieser. „Reimann übt sich bisweilen im Pistolenschießen, wie ich beobachtet habe.“ — „So, so! Wie von einer Pistole kam mir der Schuß auch vor.“

Damit setzte der Schloßherr seine Suche fort. Sein Hund war wohl zwanzig Schritte vorweg.

Nun stand er an der Grenze und piffte Nero, der in seinem Eifer die größte Lust verspürte, die Jagd auf dem Nachbargebiet fortzusetzen. Aber was war das? Was bellt das Tier da auf einmal im Buchenwald? Merkwürdige Laute, wie das Köcheln und Stöhnen eines Sterbenden dringen an sein Ohr. Er setzt die Flinte an den Grenzstein und eilt zu dem Gehölz.

Da liegt Rosengarten mit blutbesudeltem Gesicht, den Revolver noch krampfhaft in der Rechten haltend und versuchend, ihn noch einmal abzufeuern. Aber die Kraft reicht nicht mehr dazu. Er erkennt v. Lupenski, der laut seinen Namen ausruft, nicht mehr, aber der versteht noch die Worte: „Geben Sie den Brief meiner Tochter!“ (Fortsetzung folgt.)

Uebrig

Von Willy Müller

Mühsam las die gebrechliche Greisin die winzigen Brotkrumen auf, die ihren zitternden Händen entfallen waren und dertretend man sie gescholten, liederlich und verschwenderisch genannt hatte.

Schritte drangen an ihr Ohr. Sie kamen

„Was sie nur hat, weißt Du es?“

„Weißt Du's?“

„Altweibergrillen!“

Der Mann schlug krachend die Tür hinter sich zu, seine Frau ging ihm nach. Sie kehrte aber noch einmal zurück, etwas Mitgefühl, ein klein wenig Neugierde trieb sie.

„Großmutter, Ihr seid so still, so komisch, fehlt Euch etwas?“ Sie zog das krumme verhubelte Weiblein aus der Pfennische aus Fenster und wartete — und wartete.

Die Ahne schwieg; nur die zurückliegenden Augen redeten eine Sprache: „Laßt mich! Laßt mich!“ schauerte auch der zahnlose Mund.

„Laßt mich, Quatsch! Meinetwegen tut dumm.“

Unbefriedigt eilte die Jugendliche hinaus.

Einen traurigen, weltfernen Blick sandte die Alte der erzürnten Enkeltochter nach. — „Gm.“ — Sie hatte so ihre eigenen Gedanken. Die eiskalten Hände knisterten ineinander. „Wenn ich sterben könnte!“ —

Im tollen Wirbel stürmte eine Schar Kinder herein, eigene und fremde.

„Geht weg vom Ofen, Großmutter, wir spielen Verstecken.“

Der Große, dessen dünnes Lebensfädchen sie durch Aufopferung und Hintanzetzung der Gesundheit zu einem kräftigen Zweig entwickelt hatte, zerrte sie selbst fort.

„Du böser Junge!“ Ein leichter Klaps traf die Hand des rüpelhaften Kindes.

„Warte, ich werd's dem Vater sagen.“ Seufzend stürmte er davon.

„Was, meinen Jungen magt Ihr zu schlagen? Wehe, noch einmal, dann ist es aus zwischen uns!“

Die alte Frau zuckte ängstlich zusammen, wieviel derartige Szenen hatte sie schon erlebt. Die Kinder kicherten, der Mann ging grollend hinaus.

Ein heißes Wallen zwängte sich aus ihrem morschen In-

nern. Derselbe, der ihr jetzt so harte Worte gesagt, war ein-
mals vor ihr auf die Knie gesunken, hatte den Kopf in ihren
Schoß gebettet, und weinend um die Rettung seiner Ehre ge-
fleht. Viel, fast alles gab sie damals hin, um die Schulden
des Leichtsinnsigen zu begleichen.

„Um, hm. Die Welt, der Undank!“

Wieder rangen sich bei ihr schwermütige Gedanken durch.
Sie hätte gern einmal geweint, sie wäre gerne gestorben.

Da gefellte sich einschmeichelnd ein winziges Fädchen
Sonne zu der Einsamen. Es verstand das Mütterchen und
kribbelte ihr mollig die wulken Hautfalten. Suchend drang es
in ihr Ruheplätzchen ein, bis es befriedigt an dem verstaubten
Gebrettchen mit den Arzneiflaschen und Pomadenbüchsen haf-
ten blieb.

Sinnend folgten die flackernden Augen dem Strahl, wie
dem Glück. Licht und Sonne, das fehlten ihr, seit der Gefährte
im kühlen Grabe lag. Unstet stand sie plötzlich auf. Leise, ganz
leise schlich sie sich in die Kumpelkammer, die gerade noch gut
sein mochte, ihre Sachen zu beherbergen. Eine kleine Papp-
schachtel unter der Schürze haltend, kehrte sie zurück. Behutsam
führten die überchlanken Finger in das Gewirr des Konso-
lchens. Sie säuberte es sorgfältig, die klebrigen Büchsen und
Flaschen begnügte sich mit einem Platz am Boden.

Erinnerungstrunken nahm sie den Deckel vom Behälter.
Oben auf lag eine Photographie, alt und gelb, stümperhaft
gemacht. Sie stellte einen jungen Mann mit ernstem, welt-
flügen Zügen dar, aus denen jedoch auch echte Herzengüte
leuchtete. Er trug die Tracht der siebziger Jahre.

Das Bild nahm die Greisin, schlang ein noch älteres, zer-
fahrenes Band herum und stellte es hinauf. Und gleichsam zur
Befrängung an die rechte Seite eine verwelkte Rose, sie bedeu-
tete den Anfang des kurzen genossenen Glücks. An die Linke
ein verdorrtes Stücklein Myrte, der traurige Rest eines schwe-
ren Kranzes. Wie sie die Jugend und die Freude verließ, so
verlor auch hier der heilige Schmuck einer Braut Blatt für
Blatt, bis nur noch die fahlen Rippen auf den erfüllten Zweck
hinzeigten. — Aber, es waren Gedenksteine, Erinnerungen
von hellstem Glanze.

Alte Tanzkarten, im Brausegefühl der Flatterjahre ge-
schrieben, Reime, Schleifen und ein Medaillon mit der Locke
seines Haars; alles das fand dort oben eine Stätte.

Frau Sonne meinte es gut. Mehr umhüllten ihre erhe-
ternden Boten das stille Dertchen am Ofen; sie beleuchteten
diskret, aber mit inniger Wärme dieses Brettchen, den Er-
innerungstempel einer Urahne. Fern von der grauen Wirk-
lichkeit saß sie da. Sogar ein mattes Lächeln zauberte ihr die
heimliche Freude ins Antlitz. — „Du Guter!“ Die mageren
Hände ergriffen zitternd das Bild des Gatten, einen wahr-
haftigen Kuß brachten die gemeißelten Lippen hervor. —

Draußen aber, nicht weit von ihr, nur durch ein dünnes
Mauerwerk getrennt, beriet man über ihr Schicksal.

„Es ist am besten, wir besprechen es gleich mit ihr,“ sagte
der Mann. „Willigt sie ein, so schreibe ich heute noch an das
Altersheim. Sie ist dort gut versorgt und kann uns noch dank-
bar sein. Komm!“ — — —

Die alte Frau fuhr erschreckt zusammen.

„Höre mal, Großmutter, wir dachten eben daran, daß es
vielleicht besser für Dich — — — aber — was sollen denn die
Flaschen hier am Boden und der Krimskrans dort oben?
Meinst wohl, ich hab' den ganzen Tag Zeit, um Dir nachzu-
räumen, — he?“

Die Hausfrau vergaß ganz den Zweck ihres Kommens.
Wütend riß sie die Sachen der Großmutter herunter, zerkrüllte
in beiden Händen die Rose und warf sie und die übrigen Gegen-
stände in den Ofen. — — Das Bild lag zerbrochen im Kohlen-
eimer.

„Das kommt davon, weil Du vor Langeweile nichts an-
zufangen weißt!“

Ein schwerer, schwerer Seufzer entrang sich dem alten
Mütterchen. Sie hätte so gerne geweint, sie konnte nicht. Der
wacklige Mund vibrierte, aber Worte zu formieren, dazu ge-
brach es ihm an Kraft.

Sie wankte hinaus.

Die Zwei sahen ihr stumm nach. Regte sich das Gewissen
bei ihnen? — Wohl nicht. — —

Die Alte lebte nicht mehr lange.

Allerlei Kurzweil

1. Rätsel.

Merke auf, was ich Dir heut' gebracht!
Ich hab' ein Wörtchen ausgedacht:
Hast Du ihm a und n genommen,
So wirst Du sicher sie bekommen.

2. Bezierbild.



Hurra, die Feldpost kommt. Wo?

3. Volksrätsel.

Eine weiße Gans
Voll Federn schier,
Doch der Schnäbel
Hat sie vier.

4. Köffelsprung.

	sich	dem			
	des	Fah	fen	der	
zur	zum	wohl	ren	der	Kleid
fo	ne	er	schwo	waf	eid
schmud	ren	nigs	den	fo	ge

5. Rätsel.

Die Last ermüdet, der Träger nie.

6. Optisches Scherzbild.



Und geht die Flinte auch entzwei,
Dem Landwehrmann ist's einerlei,
Mit Hurrah geht auf den Franzos
Er dann mit seiner Helmspiß' los. —

7. Bilderrätsel-Fliegerpost.



8. Worträtsel.

Von vorn einstmals ein stolzes Reich —
So tut uns die Geschichte kund,
Von rückwärts da beherrsche ich
Als Gott noch heut das Erdenrund. —

„Gott und Idunns Wang“ — „uagabesj ualokwag uag
jnd ebidunag aag jnu ebidunag aag qalal uwoq 'uand
jg uaqag uapjhat enary soq jnd quawjquw apjg
uwig 'g — 'jgu'g — 'qajjuawjg sbidunag soq 'uawjg
pnujps unj wj aag 'qj' uag auwag anj 'uawjg
so aag 'uag jhag' — 'uajjg 'g — 'jgujgrog unj
sawwag soq quwq qun jduunjuwag uapjhat anjg uwoq
'uajjg ldog qjg 'g — 'uajjg 'g — 'uabunjg g



Oesterreichische und ungarische Besatzungstruppen vor dem Konak, dem serbischen Königspalast, in Belgrad. Im Konak wurde in der Nacht vom 10. zum 11. Juni 1903 König Alexander I. von Serbien und seine Gemahlin Draga ermordet.



Oberes Bild rechts:
Aus den Kämpfen in den Vogesen: Deutsche Soldaten beobachten militärische Vorgänge. (Hofphot. Eberth.)

Mittleres Bild:
Das neuerbaute Museums-Gebäude in Wiesbaden, welches die Städtische Gemäldegalerie sowie das Naturhistorische Altertums-Museum umfaßt. Der Entwurf des Gesamtbaues stammt von Prof. Th. Fischer, München.

Unteres Bild links:
Admiral von Schröder, Kommandeur des Marinekorps an der Belaischen Küste, der den Orden Pour le mérite erhielt.

Unteres Bild rechts:
Oesterreichische Schützengräben im Marmalata-Gebiet. Besonders ist die im Hintergrund am Bergabhang sichtbare Infanteriestellung interessant.

